Sühne.

Novelle von Konrad Telmann.

(2. Fortsetzung.)

Die Verurtheilung, welche sie in die Strafanstalt geführt, war durch das Schwurgericht zu Elberfeld erfolgt. Aus dem Signalement, welches beigegeben worden war, ließ sich über die Persönlichkeit nichts entnehmen, da es in den hierbei üblichen allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war, die auf einige Tausend anderer Menschenkinder genau ebenso gut oder schlecht passen, als auf diejenigen, die man im Auge hat.

Und doch regte mich der Bescheid trotz seiner enttäuschenden Unergiebigkeit mächtig auf. Weshalb mußte jenes Mädchen auch gerade Helene geheißen haben? Das war freilich kein außergewöhnlicher Name und Hunderte führten ihn, aber mich berührte es dennoch seltsam. Und dann hatte mir Irgendwer am abendlichen Stammtisch des „Greifen" einmal erzählt, um den Mangel an Berechtigung zu hochmüthigem Benehmen recht drastisch zu kennzeichnen, Frau Häseler sei früher doch weiter nichts als Gesellschafterin oder so etwas, also immerhin eine Art Dienstbote gewesen, und in ihrer Sprache, so rein und dialektfrei sie auch erschien, hatte ich manchmal doch Anklänge wahrgenommen, die auf eine süddeutsche Herkunft schließen ließen und mich unwillkürlich an meine Heidelberger Studentenzeit und speziell an manche, aus dem nahen Hessen stammende Verbindungsbrüder dort erinnert hatten.

Das Alles schoß mir durch den Kopf, wie ein elektrischer Funke, ohne daß ich mich dagegen zu wehren vermochte. Und dann sagte ich mir gleich hinterher, ich sei wohl wahnsinnig geworden, und dieser schwüle blutstachelnde Tag müsse mir die Sinne verwirrt haben. Was hatte denn Frau Helene, ihre Vergangenheit und ihre süddeutsche Heimath mit jener Zuchthäuslerin, was mit der Ermordung des Waldhüters zu schaffen? Ich raste wohl; meine aufflammende Leidenschaft war mir zu Kopfe gestiegen. Was stand da im Signalement: Haare: blond, kraus; Augen: grau; Nase: klein; Statur: zierlich. — Ich schlug zornig mit der Faust auf das Blatt, das auf dem Tische lag. Welch' widriger Spuk äffte mich hier? Ich war wirklich nicht mehr zurechnungsfähig, ich sah wirklich diese Helene in jedem Weibe!

Ich sprang auf, ich trank ein Glas Wasser, um mich zu beruhigen, ich lachte mich selber aus. Ich begriff Alles, ganz gut begriff ich es, weil ich mich in all' meinen Gedanken nur noch mit dieser Frau beschäftigte, weil ich von ihr und ihrem Bilde erfüllt war bis in den letzten Blutstropfen hinein, brachte ich Sie mit Allem in Zusammenhang, was mir nahetrat, drängte sie sich in alle, auch die abgelegensten, fremdesten, unmöglichsten Dinge ein. Mir war das Alles ganz klar, und doch grübelte und grübelte ich immer weiter. Ich bohrte mich förmlich in die Wahnidee hinein, jene Helene und diese Helene seien nicht zwei von einander getrennte Personen, sondern ein und dieselbe; sie wuchsen miteinander, sie verschlangen sich, lösten sich ineinander auf.

„Aber ich bin wahnsinnig!" sagte ich mir inzwischen immer wieder, und dann jagten meine Gedanken weiter und weiter auf immer der gleichen Bahn fort. Es war wirklich zum Tollwerden. Ich mußte mich für ernstlich krank halten. Um dem abscheulichen Wirrwar zu entgehen, suchte ich mein Lager auf, versuchte ich, zu schlafen. Aber das gelang mir schlecht. In der nächtigen Ruhe und Dunkelheit um mich her umschwärmten und umgaukelten meine Phantasien mich nur noch wilder; sie führten einen grotesken Herentanz vor mir auf und brachten alle meine Pulse in fieberhafte Wallung. Erst gegen Morgen verfiel ich in Schlaf.

Am anderen Tage, als ich spät erwachte, fühlte ich mich zwar matt und zerschlagen, aber mein Gehirn arbeitete merkwürdig klar. Es war, als wenn ein Schleier zerrissen wäre, der davor gelagert hatte. Ich sagte mir mit voller Nüchternheit, daß ich gestern nur in Sinnesverwirrung mir da allerlei Wahngebilde heraufgezaubert hatte, und konnte mit Ruhe wieder nachdenken, konnte vor Allem meine leidenschaftliche Zuneigung für Frau Helene und mein brennendes Verlangen, Licht in die dunkle Mordgeschichte zu bringen, sowie meine lebhafte Ueberzeugung, daß es sich hier um ein Weib handle, durch die das Verbrechen begangen worden, von einander trennen; ich begriff gar nicht mehr, wie und weshalb sich das Alles in mir durcheinander gewirrt hatte. Ich beschloß, die einmal gefundene Spur in jedem Fall weiter zu verfolgen. Wenn sie irreleitete, war immerhin nichts verloren, denn aussichtsloser, als bisher, konnte die Untersuchung nicht wohl stehen. Ich schrieb an die Ortsbehörde von Allenburg im Hessischen, um Näheres über die Herkunft jener Helene Holm und womöglich über deren Verbleib nach der Entlassung aus der Strafanstalt in Erfahrung zu bringen, fragte da an, ob etwa dortseitig je irgend ein Zusammenhang zwischen jenem Mädchen und einem Gärtner beziehentlich Forstwart Planck aus dem Thüringischen bekannt geworden sei. Erst nach Erledigung dieses Anschreibens fühlt ich mich freier und konnte nunmehr meinen Berufspflichten dieses Tages nachgehen.

Mir war es lieb, daß sie mich heute ungewöhnlich lange in Anspruch nahmen und all meinen Scharfsinn bei der Entwirrung einer verwickelten Grundbuchangelegenheit herausforderten, sodaß ich erst gegen die vierte Nachmittagsstunde das Rathhaus verlassen konnte, wo die Gerichtszimmer sich befanden, und todtmüde zum „Greifen" hinüberschlich, um mein Mittagsmahl dort einzunehmen. Danach bedurfte ich körperlicher und geistiger Ruhe umsomehr, als der Tag wiederum schwül war zum Ersticken. Ich wollte heut nicht nach Cartlow, wollte Frau Helene heute nicht wiedersehen. Das war mein letzter Gedanke, bevor ich auf meinem Sofa bei verhängten Zimmerfenstern einschlummerte.

Als ich erwachte, war es fast dunkel. Es war freilich noch nicht spät, aber der Himmel hatte sich ganz verfinstert und lag in nächtigem Schwarz über der Stadt. Dennoch beschloß ich, auszugehen. Ich mußte mir Bewegung machen, um meine Lebensgeister wieder aufzufrischen, und es schien kühler geworden zu sein. Selbst auf einen Regenguß wollt ichs ankommen lassen. Im Zimmer war es unerträglich.

Draußen schlug mir die Luft noch lau und weich entgegen; wenigstens war aber die Sonnengluth geschwunden und hin und wieder strich ein fegender Wind durch die Gassen. Einer von den abendlichen Stammtischgenossen, der mir begegnete, rief mir warnend zu, ich solle mich nicht weit hinauswagen, es werde ein Gewitter geben. Ich dankte ihm, ging aber weiter. Unwillkürlich hatte ich wieder meine Schritte dem Stadtwalde zugelenkt, — es gab freilich auch sonst kaum einen Spaziergang in der Gegend, und dort mußte man am ehesten Kühlung, am ehesten Schutz gegen die ersten fallenden Tropfen finden. Ich dachte unablässig an Frau Helene, aber ich wurde in meinem Entschlusse, sie heute zu meiden, keinen Augenblick wankend. Ich schlug den erstbesten Weg ein, der zwischen den rothen Kiefernstämmen fort führte. Aber mochte ich nun nicht darauf geachtet haben, daß es derjenige war, welcher auf die Stelle, wo das Verbrechen begangen worden, leitete, oder gab es deren mehrere, führten gar alle schließlich dorthin: nach einer kaum halbstündigen Wanderung befand ich mich endlich wiederum auf seinem Platze. Es war mir seltsam. Wie ein Verhängniß lag es über mir, daß sich auf Schritt und Tritt die Erinnerung an das grausige Geschehniß mir in den Weg drängte. Dabei begann jetzt, ohne daß bisher eine elektrische Entladung stattgehabt hätte, ein Regenschauer niederzurauschen, der mit sonderbar dumpfem Getön die Nadelkronen durchtropfte. Ich zauderte, ob ich zurückkehren, den ersten Guß hier abwarten oder weiter in den Wald eindringen sollte, der an anderer Stelle vielleicht noch besseren Schutz bot. Da hielt ich mit einem Male inne. Ein fahles Geleucht hatte über die finstere Wölbung des Himmels hingezuckt, ein lang nachgrollender Donnerschlag folgte. Und nun wieder ein Blitz und noch einer, ein feuriges Gezüngel, ein jähes Haschen und Jagen von Flammenschlangen. Und in dieser grellen, augenblendenden Helle, die an einem jetzt tiefschwarzen, schwer und düster wie ein Bahrtuch, niederhangenden Firmament auflohte, mitten unter krachendem Donnergetön und gießendem Regen, gewahrte ich unter den sich im sausenden Windstoß beugenden und bückenden Nadelkronen plötzlich eine weibliche Gestalt. Wie eine Vision war's. Die Gestalt trug die Züge Frau Helenes. Nur daß sie mir um Vieles älter vorkam als sonst und ihr Antlitz etwas Geisterhaftes hatte, was nicht nur die Wirkung der absonderlichen Beleuchtung sein konnte. Ihre Augen blickten wie die einer Nachtwandlerin. Sie mußten mich nicht gewahren oder an mir vorüber, durch mich hindurch schauen. Mir fiel unwillkürlich eine Tragödin ein, die ich kurz vor meiner Abreise aus der Hauptstadt als Lady Macbeth gesehen hatte; es war auffällig, wie Frau Helene ihr in diesem Augenblick glich. Sie kam auch wirklich mit so nachtwandlerischem Gange dahergeschritten, statt des Lämpchens ein dürres Reis in der Hand, auf den Sturm der Elemente um sich her nicht achtend, wie mechanisch fortgezogen, bis zu der Stelle, wo der Reisighaufen lag. Dort blieb sie stehen und warf das ihrige nieder. Mir kam es vor, als gehe dabei ein Schauer durch ihren ganzen Leib hin, ja, es machte mir sogar den Eindruck, als drohe sie niederzusinken. Eine plötzliche Schwäche mußte sie unter dem tobenden Aufruhr des Unwetters anwandeln. Da eilte ich auf sie zu, rief ihren Namen, den das Geknatter und Gebrüll um uns her verschlang, streckte meinen Arm nach ihr aus: „Frau Helene! Frau Helene!"

Ich stand dicht vor ihr, sie sah mich und erbebte. Wie ein Schwindel schien's durch ihre Augen hinzulaufen. Dann sagte sie mit schneidendem Ton: „Und nun verhaften Sie mich nur gleich! Aber gleich!"

Ich trat nun einen Schritt zurück, ich starrte sie mitten in dem strömenden Gewitterregen an, wie meiner selbst nicht mehr mächtig, wie entgeistert. Der Donner rollte noch immer zu unseren Häupten hin und die Blitze sprühten in schwefelgelbem Gezack auf. „Frau Helene!" stotterte ich verwirrt, fassungslos, „was soll das? Was bedeutet das Alles?"

Nun lachte sie. Es war ein ganz seltsames Lachen. Aber dabei schien wieder Leben in sie zu kommen, schien sie das Bewußtsein ihrer selbst und dessen, was um sie her vorging, wo sie sich befand, zurückzugewinnen.

„Eigentlich sollt' ich Ihnen doch nun verdächtig sein," sagte sie, halb ironisch, halb nachdenklich.

„Warum?"

„Weil man sagt, daß es den Mörder immer wieder gewaltsam auf den Platz zurücklockt, wo er sein Verbrechen begangen hat."

Ich lachte gezwungen. „Ich weiß ja, daß Sie oft hier vorüberkommen und dann jedes Mal, um dem alten Volksbrauch gerecht zu werden, ein Reis hier niederlegen."

„Tag für Tag," murmelte sie, plötzlich wieder wie abwesend, wie zu einem Anderen redend.

„Und heute hat das Gewitter Sie wohl überrascht?" fügte ich drein.

„O, es thut gut, es thut gut," erwiderte sie und sog die erfrischende Kühle mit tief athmender Brust ein, „das befreit, das löst etwas unsäglich Schweres von uns ab. Spüren Sie es auch? Es ist schade, daß es schon zu Ende ist. Es war so schön, es hätte noch viel länger währen sollen."

Das Gewitter hatte wirklich rasch ausgetobt. Nur in der Ferne noch grollte verhallender Donner und ein feiner Sprühregen ging nieder. Obgleich Frau Helene einen Gummimantel umgehängt trug, der ihre ganze Gestalt einhüllte, fürchtete ich doch für sie. Ihr Haar troff, ihr Hut war völlig aufgeweicht, ebenso ihr Schuhwerk. „Sie müssen eilen, nach Hause zu kommen," sagte ich.

Dazu nickte sie ganz automatisch. „Und morgen wieder hier," fügte sie hinzu, „und übermorgen wieder und immer so weiter, immer so weiter. Ein Ende ist da gar nicht abzusehen, oder man müßte es dem selber herbeiführen. Immer so weiter."

Sie schüttelte sich, wie wenn es sie durchschauderte.

„Es fröstelt Sie", sagte ich, „lassen Sie uns doch eilen!"

Sie sah mich an, als ob sie erst jetzt zum vollen Bewußtsein meiner Nähe komme. „Ja, ja", murmelte sie, „ich muß eilen. Ich glaube, ich bin krank. Aber lassen Sie mich nur allein, ganz allein."

„Gestatten Sie mir doch, daß ich Sie begleite!"

„Nein, nein, ich bitte Sie darum. In keinem Fall! Sie sind selber naß geworden und müssen nach Hause. Adieu! Auf Wiedersehn! Morgen, übermorgen, wann Sie wollen. Aber auf Cartlow, hören Sie? auf Cartlow! Ich rechne darauf. Adieu!"

Sie ließ mich zu keiner Erwiderung mehr kommen. Eiligen, fast laufenden Ganges hastete sie zwischen den Stämmen davon. Es wetterleuchtete noch in der Ferne, der Strichregen ließ nach, nur noch aus den Wipfeln tropfte es hier und da bei einem schauernden Windstoß herab. Ich blickte der Entschwundenen nach, aber ich gewahrte sie nicht mehr. So schlug ich den Heimweg ein. Was ich von alledem denken sollte, wußte ich nicht. Frau Helene mußte wirklich krank sein. Ihr Gemüth litt unter der Fessel einer Ehe, die ihr trotz all' der vortrefflichen Eigenschaften ihres Mannes keine innerliche Befriedigung gewähren konnte und sie nicht ausfüllte, litt gerade deshalb, weil er ein Ehrenmann vom Wirbel bis zur Zehe war, um so mehr, da sie jeden Gedanken an eine Lösung dieser Fessel von sich wies, die ihr doch um deswillen nicht weniger in's Fleisch schnitt. So sah ich es an, so erklärte ich mir ihre zeitweilige Verstörtheit und Geistesabwesenheit, daraus leitete ich auch ihre krankhafte Hinneigung zu Allem her, was ihr nur irgend die Ahnung von etwas Außergewöhnlichem und Abenteuerlichem erweckte. Sie klammerte sich förmlich daran in der öden Alltagsprosa ihrer Tage und ihre lebhafte Phantasie wühlte sich in das Absonderliche hinein, wie wenn es sie selber etwas anginge und mit ihr in Zusammenhang stände, um nur Nahrung und Befriedigung zu finden. Und je klarer ich mir das Alles machte, je tiefer ich mich überhaupt immer auf's Neue in diese Frauenseele versenkte, desto deutlicher wurde mir's, daß ich Frau Helene liebte, daß es nicht nur eine jäh aufflackernde Leidenschaft war, die mich zu ihr zog, wie ich erst gewähnt, sondern eine wahre und warme Zuneigung, die mir die Gewähr ihrer Dauer verhieß. Ich war selber betroffen über diese meine Entdeckung, aber zweifeln konnte ich nicht an ihr. Ich hatte bisher noch nicht wirklich geliebt, fühlte erst jetzt, was das bedeutete, und spürte zugleich nicht nur den Willen, sondern auch die Kräfte in mir, das Ziel dieser Neigung zu gewinnen, der Welt und den Menschen zum Trotz.

Inzwischen hatte ich die Stadt wieder erreicht, und als ich in meinen Gedanken gerade so weit gelangt war, mir die Berechtigung und die Nothwendigkeit eines Kampfes um die Geliebte vor die Seele zu rücken, stand plötzlich Leopold Häseler vor mir. Ich fühlte, daß ich roth wurde, die Plötzlichkeit dieser Begegnung gerade in diesem Augenblick machte mich stutzig und war mir peinlich. Er trat aus der Thür des „Greifen", von dessen Fenstern aus er mich gesehen hatte, und kam mit gewohnter Herzlichkeit auf mich zu. Sein dröhnendes Lachen schnitt mir in die Seele. „Sieht man Sie endlich einmal wieder?" rief er, mir seine beiden großen Hände engegenstreckend. „Ja, in diesen Arbeitstagen ist Unsereiner der wahre Plantagenneger. Heute hatt' ich hier zu thun, glaubte aber kaum, daß ich Ihnen begegnen würde, glaubte Sie draußen bei meiner Frau. Ist doch jetzt eigentlich Ihre Freundespflicht, der armen Kleinen ein bischen Gesellschaft zu leisten."

„Ich traf Ihre Frau eben ganz zufällig bei einem Spaziergange im Stadtwalde. Das Gewitter hat uns alle Beide überrascht. Ihre Frau ist so naß geworden, daß sie jetzt im wahren Sturmschritt nach Hause geeilt ist. Und auch ich —"

Ich stieß das Alles hastig und abgebrochen heraus, nur bestrebt, von ihm loszukommen. Ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. In diesem Augenblicke am wenigsten. Ich fürchtete, er würde mir meine Gedanken von der Stirn ablesen können. Aber meine Andeutungen, daß auch ich nothwendig meine Kleidungsstücke wechseln müsse, ließ er nicht gelten. Sein Wagen werde eben angespannt, und inzwischen müßte ich mit ihm ein bischen hier auf dem Trottoir auf- und abschlendern und mit ihm plaudern, er habe in acht Tagen mit keinem vernünftigen Menschen mehr ein Wort geredet. So konnte ich mich nicht freimachen.

Und während wir hin- und hergingen, schob er sogar seinen Arm unter den meinen und schalt in seinem gutmüthigen Polterton auf seine Frau, die trotz des drohenden Unwetters ausgegangen sei, jedenfalls wieder nur um irgend einer guten That willen, die sie damit möglichst vor ihm verborgen halte, als ob gar nichts geschehen sei. „Ja, ja," fügte er zu, „so ist sie. Aber was soll man machen? Sie ruinirt sich für das arme Volk. Es liegt ihr im Blut. Sie ist eine Pfarrerstochter."

„Aus dem Hessischen, nicht wahr?" Ich hatte bei meiner rasch hervorgestoßenen Frage die Empfindung, ich wolle durch die Nachricht, daß Frau Helene aus dem Hessischen stamme, falls Leopold Häseler sie mir nicht geben würde, nicht überascht werden, wolle ihm vielmehr zuvorkommen und mich stellen, als wisse ich es und es wecke keine besonderen Gedanken in mir. Ich selbst redete mir auch ein, daß das wirklich nicht der Fall sei.

„Wissen Sie das?" erwiderte mir Leopold Häseler mit einer gewissen Verwunderung. „Hat sie es Ihnen gesagt? Das thut sie sonst merkwürdig ungern. Von der Vergangenheit mag sie überhaupt nichts hören. Na, das begreift sich. Hübsch hat sie's ja nicht gehabt im Leben, das arme Ding. So eine Pfarrerstochter, die sich nach dem Tode des Vaters auf eigene Füße stellen soll, während sie kaum noch den Kinderschuhen entwachsen ist, und eine ewig kränkelnde, ich glaube, fast oder ganz erblindete Mutter zur Seite, für die sie noch sorgen soll, — Du lieber Gott, was kann da werden? Es ist zumErbarmen, eigentlich noch schlimmer, als bei den Töchtern von Arbeitern und sonstigen Proletariern, — finden Sie nicht? Aber damit hat man kein Mitleid. Und wie sie sich da doch in der Welt herumdrücken müssen, diese armen Wesen! Na, ich habe sie ja dann bald erlöst. Aber das war der reine Glückszufall. Als Reisebegleiterin einer alten, vornehmen Dame hab' ich sie in einer Pension am Genfer See gefunden, als ich das ganze Europa und noch ein bischen Afrika durchstreifte, und da hat sie mir's gleich angethan. Die Alte war nämlich der reine Drachen. Und Helene von einer Lammsgeduld — na, es war schon, um gleich sich das Anrecht auf einen Ehrenplatz im Himmel zu erwerben. Und da dacht' ich mir: Du bist zwar ein alter Knabe, lieber Leopold, aber besser, als hier, wird sie's bei Dir doch noch allezeit haben, so viel ist sicher, denn das hier ist ja das reine Fegfeuer für arme Sünderseelen. Und dann riskirte ich's, — na, und dann kamen wir in's Reine. Und haben's, denk' ich, nicht zu bereuen, alle Beide nicht zu bereuen, wahrhaftig nicht!" Und sein dröhnendes Lachen scholl über die Straße.

Mir schwebte die Frage auf der Zunge; „Wie hieß Ihre Frau vor ihrer Verhei athung?" aber ich konnte sie nicht herausbringen. Leopold Häselers Wagen war vorgefahren, wir nahmen Abschied von einander.

„Sieht man Sie morgen?" fragte er.

„Ich möchte lieber nichts versprechen."

„Also dann übermorgen. Und Sie bleiben dann bis zum Abendessen, damit ich auch noch etwas von Ihnen habe. Ich lasse Sie schon sicher nach Hause fahren. Apropos, im Vertrauen: Nichts entdeckt betreffs der Mordgeschichte? Was?"

„Bisher gar nichts."

„Es ist zum Tollwerden, was? So was in unseren Tagen und hier in unserer guten, langweiligen, philiströsen Gegend! Haarsträubend! — Na, also Adieu, Assessor! Und hübsch Wort gehalten!"

Er stieg auf, winkte mir noch einmal mit der Hand zu und rasselte davon. Nachdenklich, von mancherlei widerstreitenden Gedanken und Empfindungen hin- und hergezerrt, suchte ich meine Wohnung auf.

Mit meiner Ruhe war es nun endgiltig vorbei. Ich redete mir ein, daß es meine Pflicht sei, diese Frau, die ich liebte, aus ihren Banden zu erlösen trotz aller Vorurtheile der Welt, trotz aller Verdammungsurtheile der Menschen, kraft des geheiligten Rechtes, das mir die Leidenschaft und der jedem Menschen innewohnende Drang nach dem Glück und der vollen Bethätigung seines Ichs verliehen. Aber ich sagte mir auch, daß ich gegen Leopold Häseler, gegen einen guten und edlen Menschen, eine schnöde That dadurch beging, daß ich sein Leben zerstören würde mit dem, was ich als nothwendig erkannte, und mir graute davor. Ich war von Hause aus eine weiche, keine rücksichtslose, keine starre Natur. Ich wußte jedoch nicht, was anders geschehen sollte. Ich hätte diesen Mann fortgesetzt betrügen oder ich hätte fliehen müssen. Das Letztere konnte ich nicht, da mein Amt mich fesselte und jede erneute, unvermeidbare Begegnung die Flammen meiner Leidenschaft für Frau Helene schüren mußte, und zum Heucheln und Täuschen war ich nicht geschaffen. So mußte ich denn handeln. Daß Helene anderen Sinnes sein, daß sie mir dauernd und entschieden Widerstand entgegensetzen könne, daran dachte ich gar nicht. Wie hätte eine Leidenschaft gleich der meinen entstehen können, wenn ihr nicht ein Feuer entgegenloderte, an dem sie sich immer auf's Neue entzündete! Und wie vieler Worte, wie vieler Blicke von ihr gedachte ich, die beredter waren als tausend Liebesschwüre und Betheuerungen! Sie würde sich lange sträuben gegen das, was ihr als schmählicher Undank, Verrath und Treubruch erscheinen mußte, aber endlich würde ich doch siegen, dessen war ich gewiß. Und mir fiel ein, wie wahr es sei, was einmal eine geistreiche Frau auf die Vorwürfe Derer geantwortet hatte, die ihr das energische Eintreten für die Scheidung des von ihr geliebten Mannes verargten, es sei unzweifelhaft immer noch besser, wenn e i n Mensch unglücklich werde, als wenn ihrer Drei es würden. Auch in unserem Falle, wenn wir von der Verfolgung unseres Zieles zurückscheuten, würden wir alle Drei unglücklich werden, Leopold Häseler als der Gatte einer Frau, deren Herz ihm nicht mehr gehörte, nicht minder als wir Beide. Was also konnte er gewinnen, wenn ich schwieg, wenn wir entsagten?

Und dennoch ließ ich drei Tage verrinnen, ehe ich zum ersten Male wieder nach Cartlow hinausging. Ich wollte nichts überstürzen, ich hoffte ruhiger zu werden. Aber es waren furchtbare Tage, ich fühlte, daß meine Kraft in ihnen hinschwand, und daß ich ähnliche, weitere nicht ertragen könne. Ich war gar nicht ausgegangen, weil ich mich draußen nirgends vor einer Begegnung mit Helene sicher gefühlt hätte, hatte mich in meine Akten vergraben und die schleichenden Stunden so hingetäuscht — ich wußte selber kaum, wie? Nun konnte ich nicht mehr. Ich stürmte um eine frühe Nachmittagsstunde des vierten Tages hinaus, ich hatte keinen anderen Gedanken mehr, keinen anderen Wunsch mehr, als den, Helene zu sehen, sie wenigstens zu sehen. Und wenn ich jetzt hätte alle äußeren Hemmnisse besiegen und doch fliehen können, ich hätte es nicht mehr gethan, nicht mehr gewollt. Ein heißes, gewaltiges Begehren, das diese öden Tage geweckt und geschürt, war in mir. Ich fühlte alle meine Kräfte geschwellt, mein Blut wallte verlangend.

So kam ich hinaus. Aus einiger Entfernung schon sah ich eine weibliche Gestalt am Hofzaun lehnen und die Straße hinabblicken. Mein Herz klopfte wild. War es Helene, die nach mir ausschaute? Hatte sie mich in diesen Tagen vermißt, sich nach mir gesehnt? Wie konnte ich fragen! Weshalb sollte es ihr anders sein, als mir? Wir liebten uns ja.

Als ich herankam, war sie verschwunden. Ich fragte nach ihr im Hause. Der Herr sei draußen im Felde, hieß es, von der gnädigen Frau wisse man nichts wahrscheinlich sei sie im Garten. Ich hatte das von vornherein angenommen, nur der Form wegen gefragt. Ich suchte sie überall im Park. Aber vergebens. An jeden Platz ging ich, auf dem wir einmal zusammen gesessen, oder den ich als einen ihrer Lieblingsplätze kannte, ich fand sie nirgends. Und doch hätte ich darauf schwören mögen, daß ich sie vorher gesehen hatte, von ihr gesehen worden war. Was bedeutete das? Wollte sie sich vor mir verbergen? Warum?

Ich ließ mich mißmuthig unter den Linden nieder und wartete. Mein Herz schlug unruhvoll, jede zwecklos verrinnende Minute dünkte mich ein Raub an meinem Glück, an meinem Leben. Die Zeit verging, ich wurde immer ungeduldiger, ich riß jeden Augenblick meine Uhr heraus, ich ging auf und nieder, ich verzehrte mich förmlich in einem Fieber, das Zorn, Enttäuschung und Verständnißlosigkeit dem gegenüber, was ich erlebte, in mir entfachten. Endlich wollte ich gehen. Helene wünschte mich ja offenbar zu meiden. Eine heiße Bitterkeit stieg in mir auf. Ich ging noch einmal in's Haus, bestellte dort, man möge den Herrschaften Grüße von mir ausrichten, ich hätte nicht länger warten können, und schritt über den Hof dem Ausgange zu. Unmittelbar vor diesem, da wo der Weg zu der Fabrik abzweigte, stieß ich plötzlich auf Helene. Sie war sichtlich weder überrascht, daß ich da war, noch daß ich eben den Heimweg antreten wollte. Sie grüßte mich, während ich nur verwirrt meinen Hut herabriß und sie anstarrte, mit ruhiger Freundlichkeit. Dabei aber sah sie so bleich und ernst aus, daß ich fast erschrak. Die großen grauen Augen schimmerten mich aus einem blassen, stillen Gesicht an, das kaum das ihre war. Auch ihr Gang hatte etwas Müdes und Schleppendes angenommen. Sie war merkwürdig verändert in diesen wenigen Tagen, aber ich mußte mir sagen, daß sie so eher noch schöner und begehrenswerther geworden war, als zuvor.

Ich stammelte etwas vom Nichtgefundenhaben und Wiedergehenwollen, während sie ruhig nickte und sagte: „Ich weiß ja, weshalb Sie kamen."

Ich sah sie an. Keine Fiber zuckte in ihrem Antlitz. Aber freilich: warum sollte sie es denn nicht wissen? Sie mußte mich ja erwartet haben, wir verstanden uns ja, unsere Herzen schlugen im gleichen Takt. „Ich wollte —" Ich fand nun doch die rechten Worte nicht, ich sah zu Boden, ich schlug mit der Zwinge meines Stockes gegen die Wersteine. „Ich —"

„Sie sind heute nicht als Freund gekommen, nicht wahr?" fiel sie mit eigenthümlich sanft-melancholischem Ton ein. „Sie wollten als Richter, in Ihrer amtlichen Eigenschaft —"

Was war das? Wollte sie mich narren? Ich lachte gezwungen. „Nein, nein, wirklich, in dieser Eigenschaft hab' ich hier gar nichts zu thun. Aber trotzdem — Nicht als Freund! Das ist vielleicht doch das Richtige —" Ich stotterte wie ein Schulbube und schämte mich dessen. Ihre Augen hatten plötzlich allen Stolz, alle Freudigkeit, alle Kühnheit meiner Entschlüsse, meines Vorhabens in mir zerschmolzen. „Vielleicht kehren wir noch einmal um, wenn Sie Zeit für mich haben."

Es war eine Wandlung in ihr vorgegangen. Ein Lächeln überschimmerte ihr tiefernstes, trauriges Antlitz, es war, als sei etwas Dunkles davon abgeglitten, wie ein Schleier. „Ja, ja, gehen wir doch!" sagte sie.

Wir kehrten auf den Platz unter den Linden zurück, ohne unterwegs auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Wie ein Alp lastete es auf mir. Ich war wie ein stürmisch-siegesgewisser Liebender hierhergekommen und fühlte mich jetzt plötzlich wie ein scheuer Uebelthäter. Ich hatte jede meiner Empfindungen, jede meiner seeligen Regungen, Kämpfe und Leiden in ihr Inneres hinüberverlegt, als ob wir Eins seien, ein Unterschied der Denkart zwischen uns Beiden nicht mehr bestehen könne. Und nun kam sie mir mit einem Male als eine Fremde, ich mir als ein Einbrecher in den Frieden dieses Hauses vor. „Warum haben Sie mich so lange vergeblich hier harren, an Ihrem Kommen schon verzweifeln lassen?" fragte ich, als wir saßen. In meinen Worten gährte etwas von Groll und Verbitterung.

Sie aber blickte mich jetzt mit leisem Vorwurf an. „Haben Sie mich denn nicht warten lassen? Drei Tage lang! Und ich noch nicht drei Stunden —"

Ihre Stimme klang verschleiert, aber dieser Ton gab mich mit einem Male mir selber wieder zurück, klang mir als beredtsame Bestätigung alles dessen, was ich gedacht und empfunden, bis zu der Minute, die mich hierher gebracht. „Mußte ich denn nicht?" erwiderte ich. „Ich habe gekämpft, Helene!"

„Ich habe auch gekämpft!" sagte sie leise, die Hände schlaff im Schooß übereinandergelegt, die Blicke darauf niedergesenkt.

„Man sieht es Ihnen an," fiel ich mit heißem Flüsterton ein, mich um ein Weniges zu ihr vorbeugend. „Aber nun — nicht wahr? Nun ist Alles gut und Alles klar und wir können nicht anders."

Ein Schauer durchrüttelte sie leise. „Was sollten wir nicht anders können?"

„Wir müssen zu einander, Helene, durch Nacht und Tod und Schrecken, durch alle Höllen, Helene." Sie war aufgesprungen, sie streckte ihre beiden Hände abwährend nach mir aus. „Nur nicht jetzt, nicht hier," stieß sie in flehentlichem Tone heraus, „um Gotteswillen nicht hier, — hier ist doch nicht der Ort, — auf seinem Grund und Boden, — angesichts unseres Hauses —"

Wie entsetzt stierte sie vor sich hin, als wäre etwas sie Versteinerndes, ein Medusenhaupt da vor ihr herauf gestiegen. Ich mußte ihr innerlich recht geben; hier war in der That nicht der Ort, um über das zu sprechen, was zwischen uns gesprochen werden mußte. Ich stand auf. „Lassen Sie uns denn gehen," sagte ich leise.

„Wohin?" fragte sie, ohne die Stirn emporzurichten, die Rechte schwer auf die Tischplatte gestützt, zur Hälfte von mir abgekehrt.

„Gleichviel — in den Wald — wo wir ungestört sind —"

Wieder zitterte sie. Ihr Kopf sank noch tiefer auf die Brust herab. Dann verneinte sie durch ein angstvolles Zeichen. „Nicht heute, — nur nicht heute — Ich kann nicht, morgen, — morgen —"

„Also morgen!" sagte ich. „Im Stadtwald, — am Waldsee. Um die dritte Nachmittagsstunde? Wollen Sie?" Ein kurzes Schweigen, dann ein Nicken ihres Kopfes und ein leises, kaum hörbares: „Ja". Ich athmete wie erlöst auf. Diesem „Ja" konnte morgen nur ein gleiches folgen, wenn ich eine andere Frage an sie richtete, und dann war es entschieden, das Schicksal meines Lebens, und auf Kämpfe und Stürme folgte ein hoher, heller Tag. „Dann leben Sie wohl für heute, Helene!" sagte ich und reichte ihr mit einem strahlenden Lächeln meine Hand hin.

„Leben Sie wohl!" Ohne daß ihr Gesicht sich mir zukehrte, legte sich ihre Hand in die meine, eine eiskalte Hand, in der kein Leben zu sein schien. Ich preßte sie zwischen meinen Fingern. „Und morgen," flüsterte ich, „werden Sie mich nicht wieder warten lassen, nicht wahr? Morgen nicht" —

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein!" Ansehen wollte sie mich offenbar nicht mehr, und so ging ich. Ich blickte von der Pforte, die vom Garten in den Hof führte, noch einmal zurück. Da stand Helene immer noch in der gleichen Haltung, wie vorher, einem Steinbilde ähnlich. Mich rührte ihre Hilflosigkeit, in die sie die jähe Erkenntniß dessen, was werden mußte, was schon geworden war, versetzte. Ich wäre am liebsten zurückgeeilt und hätte sie in meine Arme geschlossen und hätte diese zarte, süße Gestalt mit meinen Küssen wieder in's Leben zurückgerufen, sie mit Wärme und Freudigkeit des Daseins durchglüht. Ich durfte es nicht, ich ging. Ich beschleunigte sogar meine Schritte um diesen Boden zu verlassen, in dem Bewußtsein, daß ich ihn aller Voraussicht nach nicht wieder betreten würde, nicht wieder betreten dürfe. Ich gehörte nicht mehr hierher. Der Herr dieses Grund und Bodens war von Stund' an mein Todfeind, so seltsam mir das im Grunde vorkam, und ich war entschlossen, mit ihm um das zu ringen, was ihm wie mir das Theuerste war auf der ganzen Welt. Trotzdem mußte ich mich vor einer Begegnung mit ihm zur Stunde noch scheuen, und so war ich froh, als ich den Stadtwald ungesehen erreichte und nun langsamer meiner Behausung zuschreiten konnte.

Ich mochte diesen Abend nicht allein verbringen, ich sehnte mich in meiner Unruhe nach einer Ablenkung meiner Gedanken, nach einer rein äußerlichen Zerstreuung. So suchte ich denn wieder einmal den Stammtisch im „Greifen" auf. Es war noch früh, die Mehrzahl der Honoratioren saßen daheim am Familientisch, um bei einer Pfeife erst das Abendblättchen zu lesen, über dessen Inhalt dann beim Bier ein tiefsinniges und umständliches Wort geredet werden konnte. Ich fand nur den unverheiratheten Doktor vor, der mir trotz einer gewissen cynisch-verbissenen Art die er sich bei langjährigem Verweilen in dieser Umgebung wohl erst angeeignet haben mochte, der Liebste von Allen war, die hier zusammenzukommen pflegten, und ergriff so freudig die Gelegenheit, mich mit ihm in ein Gespräch zu vertiefen, das bald hier, bald dort einen Gegenstand aufgriff und mich so nach Wunsch unterhielt. In der allgemeinen Gaststube, in die man von unserem Honoratiorenzimmer aus blicken konnte, saß der Inspektor der Häseler'schen Fabrik, ein noch ziemlich junger, robuster Mann mit schwarzem Wollenhaar und kleinen, etwas verkniffenen Augen in einem gewöhnlichen, bartlosen Gesicht, einsam an einem Tisch bei seinem Bier. Es fiel mir im Laufe meiner Unterhaltung mit dem Doktor auf, daß der Mann wiederholt zu uns herübersah und sich ein paar Mal, scheinbar zufällig vorbeugte, wie um besser auf das zu hören, was wir sprachen. Das gefiel mir nicht, und ich war zufrieden, als er plötzlich, vielleicht weil ich ihn fixirt hatte, aufstand, sein Glas leerte und verschwand.

„Vor dem da müssen Sie sich in Acht nehmen, Assessor!" sagte der Doktor, sich durch seinen struppigen, rothblonden Vollbart krauend.

(Fortsetzung folgt.)

Schlimme Folgen eines Geschenkes.

I.

.... und so überreichen wir Ihnen denn das silberne Tafelservice für vierzig Personen mit dem ergebenen Wunsch, daß Sie es freundlich annehmen und glücklich verbrauchen.

Glücklich verbrauchen, gut. Aber freundlich annehmen? Nun, ich bin ja nicht böse, und Sie brauchen auch nichts Böses zu fürchten. Aber solch' ein Schatz! Wer sichert ihn vor Feuer und Räubern? Es kommen jetzt so viele Menschen in diese Gegend, und ich kann doch nicht den ganzen Tag auf dem Service sitzen.

Allerdings nicht. Sollen wir die Kleinigkeit vielleicht wieder mitnehmen?....

Das habe ich nicht gesagt. Sie danken auch gewiß Gott, daß Sie die Last los sind. Ich meine es ja auch gar nicht so schlimm, und

Einem geschenkten Schatz
Verschafft man schon einen Platz.

Ich will also über einen solchen nachdenken, denken auch Sie darüber nach.

II.

.... und so überreichen wir Ihnen zwei stahlgepanzerte Schränke, in welchen unsere Gabe ein diebes- und feuersicheres Unterkommen finden dürften. Wir bitten Sie, sie huldreich anzunehmen.

Das sind ja wahre Ungethüme!

Allerdings, aber desto überzeugter dürfen Sie sein, daß Keiner sie forträgt. Sie wiegen ohne den Schatz sechzig Centner.

Die wird freilich Niemand auf den Buckel nehmen und wegschleppen. Aber haben Sie denn darüber nachgedacht, wie es möglich sein wird, sie unterzubringen, ohne daß mein Haus unter ihrer Last zusammenbricht? Das ist absolut unmöglich. Es ist ja richtig:

Mit zwei geschenkten Schränken
Kann man Niemand kränken,

und ich fühle mich auch nicht gekränkt. Aber das sage ich Ihnen, meine verehrten Herren, meine Fußböden sind zu schwach, die können diese Riesendinger nicht tragen. Doch — ich will darüber nachdenken, wie diesem Uebelstand abzuhelfen ist, und Sie werden das Gleiche thun.

III.

....und so haben wir uns denn entschlossen, Ihr Haus, dessen Bauart allerdings nicht auf das furchtbare Gewicht der Schränke vorbereitet ist, neu fundamentiren zu lassen. Wir bitten Sie, uns zu gestatten, daß die draußen harrenden Arbeiter an's Werk gehen.

Die Idee ist ganz vortrefflich, und ich war selbst schon nahe daran, sie zu fassen. Aber haben Sie denn schon darüber nachgedacht, wie wenig das alte Haus zu dem neuen Fundament passen wird? Freilich:

Einem geschenkten Fundament
Sieht man manches nach am End',

aber es wird doch nicht recht zu dem alten Fundament stimmen. Wir wollen sehen, was sich thun läßt, Sie doch auch?

IV.

.... und so nahen wir uns Ihnen mit dem ergebenen Ersuchen, uns zu gestatten, Ihnen ein ganz neues Haus bauen und es Ihnen als schuldenfreies Eigenthum überlassen zu dürfen.

Sagen wir: Schlößchen. Der Gedanke ist vortrefflich, und ich gebe gern meine Einwilligung, so unbequem es mir sein wird, während des Baus anderwärts zu wohnen. Doch, will ich das Opfer bringen.

Herzlichen Dank für das liebenswürdige Entgegenkommen.

Es freut mich aufrichtig, Ihnen einen Dienst leisten zu können. Damit statte ich Ihnen meinen Dank für den Silberschatz in einer Form ab, die beide Theile befriedigt. Adieu, meine Herren, und wenn sie einmal wieder etwas brauchen, so gehen Sie mir nicht vorbei.

Nochmals besten Dank!

(Berl. Wespen.)

Aus dem Leben.

„Seht", rief der Wurm in Eitelkeit verzückt,
„Wie, mich zu suchen, selbst der Mensch sich bückt!" —
Der Wurm wird gleich an einen Angel hangen,
Gespießt, als Köder einen Fisch zu fangen.

Alb. Roderich.

— Seine Gründe. Künstler A.: Warum hast Du Dir denn eigentlich eine Frau genommen, die nicht das geringste Verständniß für Kunst besitzt? —Künstler B.: Lediglich aus Geschäfts-Interesse—habe ich eine Anzahl Skizzen gefertigt—dann lege ich sie meiner Frau vor, was ihr gefällt, arbeite ich aus — denn es gefällt dann auch sicher dem großen Publikum — wenigstens mache ich, seit ich verheirathet bin, ganz glänzende Geschäfte.

— Schlagfertig. Als Professor Don zum ersten Mal vor Friedrich dem Großen stand, sah dieser ihn scharf an und examinirte: „Sag' Er mir mal, wo fängt die Geschichte an?" — „Da, wo die Fabel aufhört!" war die schlagfertige Antwort des Gelehrten. —

— Zu faul. Ich wünschte, ich bekäme eine recht reiche Frau. — Dann würdest Du mich alle Tage zu Mittag laden, nicht wahr? — Du bist doch zu bequem. Bemüh' Dich doch selbst, wünsche Dir doch allein eine reiche Frau!

— Freudige Ueberraschung. Stud. A.: Du bist ja feuerroth im Gesicht?—Stud. B.: Vor freudiger Aufregung! Denke Dir, habe mich soeben beim Studiren überrascht!

— Gedankensplitter. Die Sprache der Liebe kennt keine Grammatik.